

GERMAN RESOURCES ON THE MARIANA ISLANDS DIGITAL LIBRARY

compiled by Dirk HR Spennemann

661. Rummel, Walter Freiherr von. 1925. *Sonnenländer*. [Sunny countries]. Leipzig: F. A. Brockhaus.

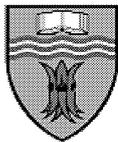
Extract's of the author's 1910 work '*Erster Klasse und Zwischendeck. Eine Weltumsegelung durch Zufall*'.

Source of Annotated Bibliography Entry:

Dirk H. R. Spennemann (2004) *An Annotated Bibliography of German Language Sources on the Mariana Islands*. Saipan, Commonwealth of the Northern Mariana Islands : Division of Historic Preservation. ISBN 1-878453-71-8.

The German Resources on the Mariana Islands Digital Library is a project jointly supported by:

CHARLES STURT
UNIVERSITY



The Johnstone Centre,
Charles Sturt University,
Albury, Australia



Northern Mariana Islands
Council for the Humanities,
Saipan, CNMI



Historic Preservation
Office,
Saipan, CNMI



Palau-Verfassungshaus:
Meine Wohnung in Melekejok. (S. 124)

Walter v. Rummel
Sonnenländer



Leipzig / F. A. Brockhaus / 1925

durch Regenböden und übergehende Wellen wenig behaglich gemachte Fahrt auf freiem, ungeschütztem Deck verbringen, und alle wohl seufzen erleichtert auf, als am Morgen des übernächsten Tages die grüne Bergküste Saipans im Süden auftaucht.

Auch ich. Und ich sagte der Tora Maru endgültig Lebewohl. Ich hatte zwar beabsichtigt, drei Tage später mit ihr noch bis Guam weiterzufahren und von dort wieder auf ihr nach Saipan zurückzukehren. Aber während man zur Fahrt von Saipan bis Guam nur zwei Tage benötigt, dauert die Rückreise von Guam nach Saipan zehn bis vierzehn Tage, oft auch länger. Man muß beständig gegen den in dieser Jahreszeit hier regelmäßig wehenden Nordostpassat aufkreuzen. Und ich war nicht gewillt, mir das amerikanische Guam durch einen weiteren vierzehntägigen japanischen Kostgenuß zu erkaufen.

Während ich im Landungsboote in das Korallenriff Saipans einfahre, blide ich Abschiednehmend noch einmal zu den weißen Segeln der Tora Maru zurück.

„Leb wohl!“ rufe ich ihr über die hohe schäumende See zu. „Leb wohl, du schlankes, schönes Tigerschiff!... Hast mich treulich durch Sturm und böse See viele Meilen weit hierher getragen. Hab tausend Dank! Leb wohl, schlanke, schöne Tora Maru!“ —

13. Geschichte der Marianen.

Die Marianen wurden von Magalhães im Jahre 1521 entdeckt. Er war im September 1519 von Spanien aufgebrochen, um einen neuen, auf der spanischen Erdhälfte gelegenen Weg nach den Molukken zu finden. Vierzehn Monate später erreichte er, nachdem er schon zwei Schiffe ver-

loren hatte, mit den drei übrigen die Südsee. Magalhães war es, der sie wegen des andauernd ruhigen Wetters, das er hier antraf, den „Stillen Ozean“ taufte. Am 6. März 1521 warf er vor einer Marianeninsel Anker. Die Eingeborenen, die sein Schiff mit ihren kleinen Seglern umringten, waren zuerst freundlich und brachten ihm Nahrung und die Früchte des Landes, dann aber wurden sie zudringlich, stahlen ein Boot und Metalle. „Ladronen“ = „Diebsinseln“ nannte daher Magalhães das neue entdeckte Land. Ein Streit entspann sich, die Eingeborenen kämpften mit Wurfspeeren und Schleudern, waren aber den Feuerwaffen der Europäer nicht gewachsen. Schon am 9. März fuhr Magalhães weiter, und nach seinem halb darauf auf den Philippinen erfolgenden Tode vollendete sein Begleiter Eltano diese allererste Weltumseglung.

Auf einer zweiten Reise entdeckte Eltano die Marianeninsel Rota, im Jahre 1565 ergriff Spanien förmlich Besitz von der Inselgruppe, aber erst ein Jahrhundert später mit der Ankunft des Jesuitenpaters Sanvitores setzte die tatsächliche Herrschaft der Spanier ein. Nach der Königin Maria Anna hieß er die Inselgruppe „Marianen“.

Der Befehrigkeit des spanischen Paters stellten sich bald Schwierigkeiten entgegen. Der Adel wollte nicht dulden, daß das Volk auch die Sakramente bekomme. Außerdem war die Ehe der „Chamorros“, der Ureinwohner der Marianen, stets eine sehr lose und nur auf Neigungsbauer geschlossen. Sie betrachteten daher die durch Sanvitores eingeführte, unlösliche katholische Ehe als eine Einmischung in ihre inneren Angelegenheiten.

Schon 1670 brachen die ersten Unruhen aus und Sanvitores wurde 1672 von einem Chamorro getötet, dessen Kind er gegen den Willen des Paters getauft hatte.

Doch alle Versuche der Chamorros, die Spanier zu vertreiben, scheiterten daran, daß die Eingeborenen, wie fast alle Naturvölker, im entscheidenden Augenblick nicht genügend Entschlossenheit zeigten und auch nie vollständig einig waren.

Kämpfe und Kämpfe, dann Seuchen und Hungersnot folgten. Schon im Jahre 1710 war von dem in alten Missionsberichten auf 100 000 Köpfe geschätzten Volke der Chamorros nur mehr ein kleiner Überrest von 3700 Menschen übrig.

Der Rest des Chamorrovolkes vermischte sich mit Spaniern, Tagalen, den Ureinwohnern der Philippinen, wohl auch mit Chinesen und Japanern. Es hat seine früheren guten Eigenschaften so ziemlich verloren, Kriegsmut und Seetüchtigkeit, Freiheitsliebe und Unabhängigkeitsinn. Alle Chamorros sind heute katholische Christen und gehen bekleidet. Auf den früher deutschen Inseln leben ungefähr 2500, während auf der größten und fruchtbarsten Marianeninsel, auf Guam, das im spanisch-amerikanischen Kriege von den United States durch Überrumpelung genommen und beim Friedensschluß behalten wurde, noch ungefähr 10 000 wohnen. Neben den Chamorros sind auf den meisten Inseln, so auf Ugrigan, Pagan, auf Tinian und vor allem auf Saipan, auch Karoliner zu finden — ungefähr 500 —, die hauptsächlich im Laufe des vorigen Jahrhunderts auf ihren Kanoes hierher gekommen sind. Sie zählen zum Stamme der Mikronefier, einer Mischung aus Malaien und Melanesiern, sind Heiden geblieben, gehen unbekleidet, halten zäh an ihren alten Gewohnheiten und Gebräuchen fest, sind auch bis heute ziemlich rasserein geblieben. Die auf Saipan lebenden Karoliner sind die kultiviertesten ihres Stammes, sind vor allem ziemlich fleißige Land- und Ackerbauer geworden. Auch eine Strafkolonie befand sich auf Saipan, in der Deportierte ver-

schiedener anderer Inseln, von Jap, Palau und Samoa zwangsweise angesiedelt waren.

Die Marianen und Karolinen wurden im Jahre 1899 für 16 Millionen von Deutschland erworben. Der Kaufpreis war nicht gering, wenn man bedenkt, daß die meisten Inseln klein sind, daß kulturell und kolonialisatorisch nur geringe Vorarbeit geleistet worden war. Auch sahen wir nun plötzlich mitten in der japanischen Interessensphäre. Japan hätte die Inselgruppen ebenfalls gern besessen und hatte dafür 12 Millionen geboten. Die Möglichkeit von Reibungen aller Art war gegeben, zudem noch die Wahrscheinlichkeit, daß Japan, sowie das Deutsche Reich von ernstern kriegerischen Verwicklungen heimgefußt würde, auf diese Inselwelt seine Hand legen würde. So ist es denn auch gekommen.

Japan hat durch den Versailler Frieden das Mandat für die Marianen und Karolinen und für alle andern früher deutschen Inseln bis zum Äquator erhalten.

14. Saipan.

Auf Saipan und in dessen Hauptort Garapan gab es kein Gasthaus. Mir glückte es schließlich bei einem japanischen Kaufmann, namens Isoda, unterzukommen. Er war früher Dolmetscher beim deutschen Generalkonsulat in Yokohama gewesen.

Neben dem Hause, über den angrenzenden Hütten der Chamorros, ringsum, wohin man von breiter Veranda aus blickt, Palmen und Palmen. Wenn der Wind in den breiten Blättern liegt, hört sich das an wie das Rauschen eines großen unermesslichen Waldes.

Nur zwanzig Schritte vom Hause entfernt beginnt der weiße Ufersand und weitere zwanzig Schritte das Meer,

zuerst leicht und smaragdgrün. Weiter draußen dann ein weißer Silberschaum. Dort brechen die Wellen sich am Riff. Noch weiter draußen, außerhalb des Riffs, endlose, azurblaue Fläche.

Sehr schön ist es, wenn die Sonne im Westen gesunken ist, wenn nur noch ihr Widerschein mit blassem und doch hellem Licht durchs Ufergrün irrt und oben am tiefblauen Firmament die sanftrotten Windwolken ziehen.

Wird es dunkler, singen sie in den Hütten, heute in der und morgen in jener, altspanische Kirchenmelodien. Es ist gerade „Novena“, das heißt die neun letzten Tage vor einem größeren Kirchenfeste. Und die feiern sie auch heute noch so, wie die spanischen Mönche sie es gelehrt haben.

Man merkt es dem Gesange der Chamorros nicht allzu schwer an, daß nicht recht viel Andacht bei der Sache ist, daß es vielmehr die Freude am Gesange ist, die ihnen die Feier lieb und wert macht. Aus der Ferne klingt es ganz hübsch und bringt Stimmung in die Landschaft.

Aber dann. — dann wird es still!...

Still stehen die schlanken, hohen Stämme, still ruhen die breiten Kronen der Palmen. Nachtschwarz und still — kaum zu sehen, schlafen die Hütten im weichen Uferstrand. Still ist die See und dunkel, bloß ein schmaler Streif erglänzt matt im sahlgrünen, von Wolkenschleiern halbverbedeten Mondlicht. Die Sterne schimmern hell durchs schlanke Blattwerk der Palmen. Nun beginnt auch auf der See ein großer Stern aufzuleuchten — und dann noch einer und noch einer — bis es wohl an hundert sind.

Und lautlos wie hundert Irrlichter gleiten die hundert Sterne da und dort hin über die dunkle, nachtschwarze See. Karoliner sind es, die in ihren Kanoes bei Fadellicht fischen.

Aber man sieht nicht die Boote, hört nicht die Menschen.

Nur die Lichter ziehen — wie die Sterne über den Himmel — lautlos... zitternd über das Meer.

„Südsee.“ Nun bin ich wirklich da.

„Südsee!“ Schon in Wort und Namen liegt ja für uns Menschen der nördlich gemäßigten Zone ein starker und verlockender Klang. Wenn der Wintersturm pfeifend über die Dächer segt und klirrend an den Fensterscheiben rüttelt, wenn in den nebelgrauen Städten unter Rauch und Dunst die Sonne gestorben ist, dann träumt man von schimmernder Lampe und warmem Ofen sich über Berge und Meere in ferne Länder hinweg, die keinen Herbst und Winter kennen.

Ewiger Sommer, strahlende Sonne über uns. Blumen, Blüten und Früchte. Nachtbraune Menschen an stillem Palmenstrand, und ringsum das Meer, das raunende, rauschende, in dunkelblau wallendem Kleide unruhig hin und her wandernde Meer, das sich mit einem leuchtenden Halsband smaragdgrüner Korallenriffe festlich geschmückt und heiter lächelnd auf sein ewig jugendschönes Haupt eine strahlende Diademkrone von Millionen funkelnder Brillanten gedrückt hat, von Millionen in allen Farben blühender und erschimmernder Tropfen, die von dem schneeweißen Gischt der wüchtigen Brandungswoge ins lachende Sonnengold hoch emporgeschleudert werden.

So träumt man. — Wenn man dann wirklich den Fuß auf die erste Palmeninsel gesetzt hat, wenn man zum erstenmal faul im weichen Uferstrand sich reckt und streckt oder sich von lauer, sonnendurchwärmter Flutwelle vergnüglich auf und ab schaukeln läßt, so sagt man sich froh und zufrieden, daß das Bild paradiesischer Idylle, das sich Traum und Phantasie zurechtgesponnen, nicht, wie so oft, schöner und lockender als die erdgeborene Wirklichkeit gewesen ist.

Im Gegenteil!... Der Phantasie haben des Lebens

leuchtende Farben doch nicht so ganz zur Verfügung gestanden. Viel zu nüchtern und grau — zu kalt und nordisch hat sie gemalt. Schon der Grundton war falsch. Und der heiße Farbenrausch ringsumher, dies unendlich mächtige Sonnenlicht, diese taghellen, weißsilbernen Mondnächte, die Feuerlut der Gestirne, das alles läßt sich nie erdenken und erdichten. Man muß es sehen und schauen.

Halb andächtig, halb übermütig blickt man umher. Lachender Lebenssonntag um und in uns. Leib und Seele wurden in einem Jungbrunnen gebadet, Wegstaub und Erdschwere sind weggewaschen. Man meint, auf höherer, freierer Warte, man glaubt, näher der Sonne zu stehen.

Und — während man selbst den Puls rascher und freudiger schlagen, das Blut heißer durch die Adern jagen fühlt, hört man rings um sich die lange auf diesen Inseln lebenden Europäer alles Mögliche über die Entbehrungen und Strapazen ihres Lebens klagen und fabeln. Aber man lächelt nur ungläubig dazu. Denn selbst ist man ja so ganz erfüllt von Freude, daß man am Abend keinen Schlaf finden kann, weil man sich zu schwer von all der Pracht trennt, daß man mit einem frohen Willkommen das Morgengrauen und den ersten Sonnenstrahl begrüßt, die uns wieder zum Bewußtsein all der Herrlichkeiten erwachen lassen.

Früh schon wird es Tag im Dorf Garapan. Es ist noch dunkel, da beginnen schon die Hähne zu krähen. Aber nicht der eine oder andere nur, Hunderte und Hunderte von Hähnen. All die vielen, vielen Kampfhähne der Chamorros und Karoliner lärmen um die Wette, ganz Garapan scheint ein einziger, großer Geflügelhof geworden zu sein. An Schlaf ist da, wenigstens in den ersten Tagen, nicht mehr zu denken.

Auf denn! Zuerst nehme ich ein Morgenbad im klaren Meer. Dann wandere ich ziellos der See entlang, wo unter

hohen, schattigen Palmen die Hütten des immer vergnügten Karolineröfkleins liegen; Männer, Weiber, Kinder, Kühe, Schweine und Hühner wimmeln da lustig durcheinander. Reiches Leben auch im warmen Ufersande. Von den großen Krabben bis zum kleinen Einsiedlerkreb, eine unendlich bunte und mannigfaltige, lebhaft dahinlaufende und kriechende Tierwelt.

Fort nun vom Meere und mitten in den grünen Busch, in die Savannen hinein. Überall gibt es auch hier Neues und Seltsames zu sehen, weite Tarofelder und lichte Bananenwälder, verschlungene Pflanzungen, herrliche Orchideen und verschiedenartigste Drazänen. Eine neue seltsame Welt ist aus der rauschenden See vor mir emporgetaucht.

Am ersten Tage meines Aufenthaltes werde ich auch schon mit allen auf Saipan lebenden Deutschen bekannt. Da ist ein Stationsleiter, ein Lazarettgehilfe, zugleich auch Befehlshaber und Kommandant der braunen, mit roter Lawalawa bekleideten Polizeitruppe, ein Weg- und Plantagen-auffeher, ein deutscher Lehrer, dessen Schule ich besuche. Frisch und lustig stehen die gelben Chamorro-, die braunen Karolinerkinder Red' und Antwort, und zum Schluß singen sie sogar einige Lieder.

„Ich geh' durch einen grasgrünen Wald
Und höre die Vögelein singen.
Sie singen so jung, sie singen so alt.
Die kleinen Vögelein in dem Wald,
Die hör' ich so gerne wohl singen!“

Hell und jauchzend klingt das alte Volkslied in den Palmenwald der Tropen hinein.

Außer den vier eben genannten und vom Reich angestellten Persönlichkeiten noch zwei deutsche Kapuzinerpatres,

welche die frühere spanische Mission übernommen haben, ein deutscher Pflanzer und der deutsche Kaufmann, mit dem ich von Tofohama gekommen bin. Zur Zeit meiner Anwesenheit waren auf Saipan auch noch zwei deutsche Frauen.

Da auf allen andern Marianeninseln keine Deutschen lebten, waren also damals nur zwei dem Privaterwerb nachgehende Deutsche auf der Inselgruppe. Und selbst diese beiden plagten. Außer der Kopra, dem getrockneten Kern der Kokosnuß, ist eben wenig auszuführen. Die Kokospalme kommt nun an und für sich recht gut fort, wenn nicht die immer wiederkehrenden Taifune wären, die alle paar Jahre die Ernte sowie den Palmenbestand der oder jener Insel vollständig vernichten.

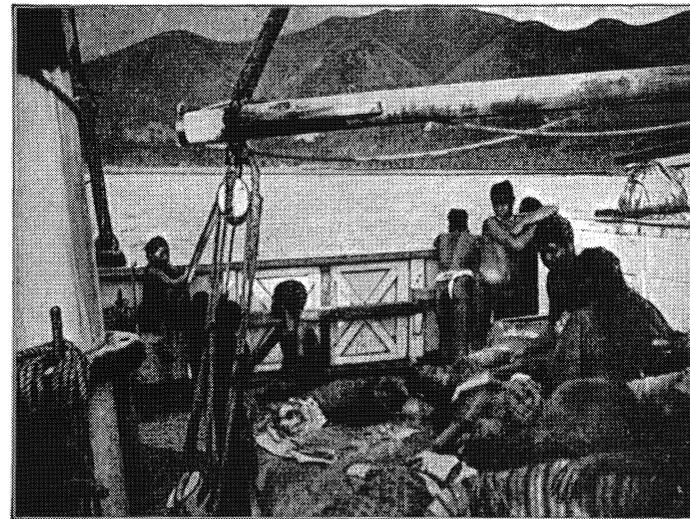
Beim Durchwandern der breiten Straßen von Dorf Garapan fällt mir vor allem die große Verschiedenartigkeit der Häuser und Bauwerke auf. Die Chamorros und die von ihnen beeinflussten Karoliner stellen ihre Wohnhäuser auf in den Erdboden gerammte Holzpfähle und bedecken sie mit Palmstroh oder den getrockneten Blättern des Pandanusbaumes ein. Fußboden und Wohnraum befinden sich einen Meter über der Erde; der freie Raum darunter dient Hühnern und Schweinen als Aufenthalt.

Am lebhaftesten geht es in Dorf Garapan am Abend her, wenn der Glutball der Sonne nach heißer Tagesreise im Meer sich kühlen will. Auf ihren zu Reittieren dressierten Ochsen kommen in raschem, schlankem Trabe die Karolinerjungen vom Felde herein geritten, langsamer folgen die Weiber, sitzend auf einem kurzen, ebenfalls von Ochsen gezogenen Karren, dessen Räder oft nur aus zwei kreisrunden, massiven Steinplatten bestehen.

Wie ein Bild aus dem antiken Griechenland sehen besonders die Gefährte mit den Steinrädern sich an. Die Zug-



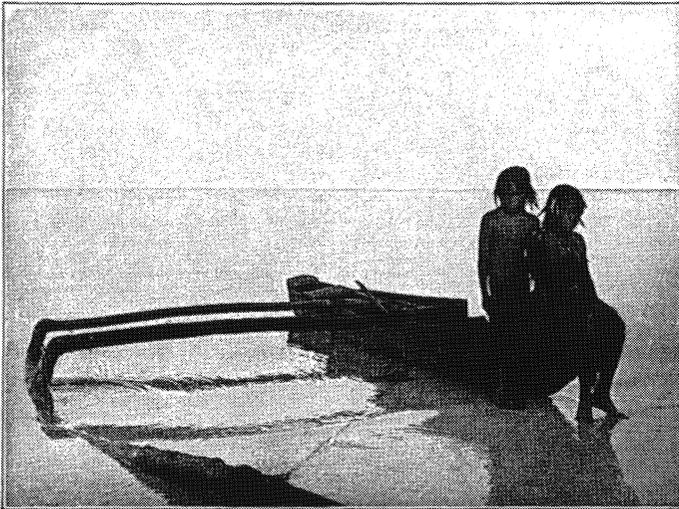
Dorf auf Pagan mit vom Taifun entblätterten und entwurzelten Palmen. (S. 70)



Die „Tora Maru“ verläßt Pagan. (S. 71)



Ochsengepann auf Saipan. (S. 80)



Karoliner mädchen auf Saipan. (S. 81)

tiere gehen nach uralter Sitte unter dem Joch. Die schlanken, fast unbekleideten Mädchen und Frauen haben ihr dichtes Schwarzhaar mit einigen Blumen geschmückt oder auf die Stirne sich einen grünen Laubkranz gedrückt. Harmonisch und ebenmäßig meist ihr Körperbau, ganz ungemein fein und zart ihre Fesseln und Gelenke, sehr klein die Hände, zierlich die Füße.

Ich habe verschiedene Schildpatt- und Muschelarmreife, wie sie diese Karolinerfrauen tragen, mit nach Hause gebracht. Keiner Europäerin wird es gelingen, sie über ihre Hand zu streifen.

Auch die mehr einem beschaulichen Nichtstuerleben huldigenden Chamorros kommen gegen Abend aus ihren Häusern hervorgetrohen. Die Männer paradien in weißen Leinenanzügen; die Frauen, ebenfalls weiß gekleidet, geben sich besonders an Fest- und Feiertagen sehr prächtig, tragen kostbare Spizentücher aus Manila, rote Strümpfe und weiße, abhakhohe Atlaskuhs, während ihre Kinder — im Gegensatz zu den ganz nackten, kleinen Karolinern — bis zu ihrem achten oder zehnten Lebensjahr oft nur in ein weites Hemd gehüllt herumlaufen...

Am Feierabend findet auch vor der oder jener Hütte eine Vorprobe zum sonntägigen Hahnenkampfe statt, in einem andern Hause erklingt irgendein Musikinstrument und, wenn es Nacht und noch kühler wird, gibt auch mancher in besseren Verhältnissen lebende Chamorro einen kleinen Ball — für Tanz und Gesang sind die Chamorros immer zu haben.

Die Karoliner wiederum teilen sich mit den Ureinwohnern der Inseln wohl in die Freude an den Hahnenkämpfen, im übrigen sind sie in ihren freien Stunden leidenschaftliche Fischer und Jäger, Segler und Seefahrer.

Das Interessanteste, was ich von Fischerei auf Saipan zu Gesicht bekommen, war ein großer Delfhinfang. War da eine Herde Delphine oder Schweinsfische, neugierig wie sie immer sind, in das Riff hereingekommen. Flugs hatten die flinken Insulaner ihnen mit ihrer gesamten Kanoeflotte den Ausweg in die freie See versperrt und trieben nun unter lautem Hallo und Geschrei die mächtigen Tiere langsam aus der Tiefe auf den flachen Strand, wo sie kurzweg gepackt und ganz ans Land geschleppt wurden. Das war ein großes, großes Fest fürs Karolinerdorf. Fette Braten standen in Aussicht. Männer und Knaben trugen die Beute in den Schatten der Palmen, die Weiber führten einen von ganz seltsam weichem und melodischem Gesange begleiteten Tanz- und Freudentanz auf. —

15. Tinian, die Jagdinsel.

Auch jagdlich Interessantes sah ich auf den Marianen, und zwar auf der Nachbarinsel Saipans, auf Tinian. Ein altes, ausgedientes Walfischfängerboot fährt von Saipan aus ab und zu nach dieser Insel. In den ersten Morgenstunden, es ist noch dunkel, gehen wir in See. Ein gerade auf den Marianen anwesender, von den Westkarolinen gekommener deutscher Kaufmann, ferner der Ukalde und Bürgermeister von Saipan, ein Chamorro, der die Jagd auf Tinian gepachtet hat, machen die Reise mit. Auch ein kleines Chamorromädchen hat sich angeschlossen.

Von fünf Ruderern wird das offene Boot vorwärts getrieben. Mit aller Kraft müssen sie einsetzen, um uns durch die scharf und hoch herantrollende Brandung ins freie Meer hinauszubringen. Draußen eine ruhige Dünung, die mit breiten, langen Wogen dahergezogen kommt. Wie Berg

und Tal sieht die See sich an, wie ein mächtiger, schlafender Wasserriese, dessen Brust sich in starken, tiefen Zügen hebt. Röstlich rein und klar der Tag. Alle sind froh und bester Dinge mit Ausnahme des armen Ukalden, der bereits in der ersten Viertelstunde schwer seekrank geworden ist. Gegen Mittag landen wir in Tinian und richten uns in dem kleinen Jägerdorfe der Karoliner so gut es geht häuslich ein. Der Ukalde hat uns eine winzige und höchst primitive Jagdhütte zur Verfügung gestellt.

Im Morgengrauen des nächsten Tages brechen wir auf zur Jagd auf die Wildbohsen. Neben den Hütten beginnt schon der Busch. Dieser Busch Tinians ist so dick und dicht, so ganz undurchdringlich, daß wir trotz aller mitgeführten und eifrig gehandhabten Buschmesser oft zu gleicher Zeit mit Kopf, Hals und Brust, Armen und Beinen in böses Gerank und Gezweig schier unlöslich verstrickt sind. Stundenlang heißt es gebückt und ohne sich frei aufrichten zu können, von tausend Dornen und Nadeln zerstoßen, in allerhöchster und feuchtester Treibhausluft dahinkriechen und sich mühseligst vorwärtsarbeiten. Bald ist mein leichter Leinenanzug nichts mehr als ein nasser Lappen. Brennender Durst peinigt mich. Mit kleinen, da und dort aufgelesenen Zitronen lösche ich ihn, so gut ich kann.

Plötzlich etwas Weißes, kaum für einen Augenblick zu sehen, ein schönes, großes, prächtiges Tier, das in wilder Flucht schon wieder verschwunden ist. Niemand — selbst die eingeborenen Jäger nicht — ist in dem Dickicht zu Schuß gekommen. Aber der Führer unserer Jagdgesellschaft, ein Chamorro, hat sich jetzt rasch von uns losgelöst und eilt, kriecht und springt, so rasch er nur kann, durch Busch und Unterholz dem entkommenen Wildbohsen nach. Uns zwei Europäern ist es ganz und gar unmöglich, so schnell zu folgen. Mühselig

und langsam arbeiten wir uns weiter. Plötzlich ein Schuß, der donnernd durch die große Stille des Busches rollt. Aber noch lange haben wir zu tun, bis wir an die Stelle gelangt sind, wo der Chamorro seine Kugel abgeschickt hat. Ganz schlank und schneeweiß, wie ein seltsames Märchengetier verzauberten Urwaldes, liegt das im Schuß gefallene Wild auf nasser, schwarzer Erde. Als ob es noch lebte, so klar und sprechend blicken die großen, blauen Lichter. Geheimnisvoll dunkel ist es unter den schweren Wolken des dichten Blattwerks. Kein Sonnenstrahl kann da hindurch. Große breitflügelige Falter mit lüthhimmelblauen Sternchen im nachtschwarzen Flügelkleide flattern ängstlich umher. Laut und begehrlieh heulen in nächster Nähe, Fraß erhoffend, hungrig die wilden Hunde...

Erst am Nachmittag kommen wir wieder in das Dörflein zurück und erfreuen uns an einem Bad in bergseelarter Meeresflut. Der Ukalde und das kleine Chamorromädchen, das mit uns herübergefahren, haben inzwischen für das Mittagessen gesorgt. Der gute Bürgermeister von Saipan war nicht bei der Jagd dabeigewesen. Er lehnte stets energisch jede solche Einladung ab. „Einmal und nicht wieder“, meinte er verständnisvoll lächelnd. Dafür aber war er sonst in die Gewohnheiten seiner Ahnen zurückgefallen, hatte sich seines weißen Leinenanzuges entledigt und zeigte sich auf Tinian nur mehr in der Badehose.

Die Wildochsen — es sind wohl Nachkommen einmal von den Spaniern hierher gebrachter und allmählich verwilderter Tiere — werden meist gedörrt und dann nach Guam ausgeführt, während sonstiges Wild nach Saipan gebracht wird. Es gibt ja noch alles erdenkliche andere Jagdbare auf der Insel, ganz ungemein viele Wildschweine, Ziegen mit mächtigem Gehörn, Wildhühner und alle mög-

lichen Wasservögel, auch wilde Hunde sind zahlreich vertreten. — Weitaus am interessantesten, aber unendlich mühselig, eine ganz unglaubliche Hehe, ist die Jagd auf die Sauen. Sie müssen, um bei der starken Tropenhitze noch Verwendung finden zu können, lebend gefangen und lebend nach Saipan gebracht werden.

Mit einer höchst abenteuerlichen Meute zieht man aus, alle möglichen Nachkömmlinge europäischer Hunde sind da vorhanden, alle nur denkbaren Gattungen, Arten und Mischrasen. Selbst winzige Foxterriers fehlen nicht. Der Bestand der Meute wird je nach Bedarf auch aus den wilden Hunden des Busches, die mit einem Lasso gefangen, bald durch Hunger und Durst gezähmt werden, ergänzt. Mit Hussa und Hallo geht es hinter den Schwarzröcken einher, geht in einem derartig tollen Sturmtempo durch den allerverwachsensten Busch, daß ein Europäer mit den nachtbraunen Jägern auf die Länge nie und nimmer Schritt halten kann. Ist das Schwein von den Hunden gestellt, so wird es von den Karolinern geworfen und gebunden. Aber manch armer Hund stirbt dabei unter den Waffen der starken Keiler, mancher der verwegenen Jäger wird tödlich verletzt.

Für das gefangene und gefesselte Wildschwein beginnt nun ein langes, trauriges Martyrium. Tagelang liegt es, ohne sich bewegen zu können, ohne je Wasser zu bekommen, von Milliarden von Fliegen übersät und gepeinigt, im Jagddorf der Karoliner und, nach Saipan gebracht, tagelang in den Höfen der Chamorros herum, bis es endlich von seinen Qualen erlöst wird.

Wenig anstrengend, wenig gefährlich und dabei doch recht unterhaltend ist die Hahnenjagd auf Tinian. Der Jäger nimmt einen zahmen Haushahn mit, der im Walde irgendwo angebunden wird. Durch sein Krähen hat er bald einen

Wildhahn angelockt. Ein wütender Kampf entspinnt sich, und der Jäger braucht den vor Wut vollständig blinden Wildhahn nur zu greifen.

Ich war auf Tinian meist recht müde am Abend. Die paar Jägerhütten der Karoliner versinken bald in Schlaf und Schweigen. Grenzenlose Einsamkeit, tiefste Nachtstille ringsum, nur leise durchzittert vom müden Branden des Weltmeeres, durchflungen vom silbernen Rauschen der Palmen. Im dichten Busch flutet hellstes, schneeweißes Mondlicht.

Man kann nicht schlafen in solchen Nächten, zu taghell ist es, zu laut, immer lauter und lauter rauschen die Palmen. Der Nordostpassat hat an ihnen gerüttelt. Da sind die toten Waldriesen plötzlich wach und lebend geworden. Vorbei der dumpfe, bleischwere Tropentageschlaf. Sehnsüchtig und leidenschaftlich strecken sie nach Brüdern und Schwestern die schlanken Arme aus. Geisterstunde im Palmenwald! Und nicht nur die Bäume, das kleinste Gras, der kleinste Salm ist lebend geworden, hat zu flüstern, zu raunen, zu rufen begonnen. Geheimnisvolle Stimmen und Stimmchen allüberall. Wie verzaubert stehen Dickicht und Dorn, wie überschüttet von dichtem, weißem Winterschnee. Angstlich bliden die braunen Mädchen und Frauen, wagen sich nicht von den Hütten fort, rasch und eilig nimmt der Mann, die flackernde Fadel in der Hand, durch den gespensterbelebten Busch seinen Heimweg.

Ich blieb mehrere Tage in Tinian. Der Aufenthalt dort hat ja mancherlei kleine Beschwerden. Es geht selbstverständlich mehr als einfach her. Eine gewisse Unannehmlichkeit bedeuten die Ratten, die in übergroßer Anzahl vorhanden sind. Ich wurde am Abend ermahnt, mir ja sorgfältig die Hände zu waschen, damit ihnen kein Speisengeruch anhafte, sonst würde ich höchstwahrscheinlich von den zur Nachtzeit sehr zudringlichen Tieren angenagt werden. Eine weitere Land-

plage sind die Fliegen. Zu Milliarden und Milliarden sind sie da. Oft ist die Luft ganz schwarz von ihnen, die in der Mitte des Dörfleins liegende Knochen- und Schädelstätte ist dicht von ihnen übersät, es ist kaum möglich, sich ihrer zu erwehren.

Aber dennoch blieb ich gerne. Eine solche Stille auf diesem weltverlorenen Inselchen mitten im großen Ozean, wie ich sie noch nicht gekannt. Ich fühlte mich ganz und für immer ausgeschaltet, losgelöst vom Getriebe und Räderwerk der hastenden, lärmenden, nie zur Ruhe kommenden Welt, eins fühlte ich mich mit Himmel, Erde und Meer, eins mit großer, ewiger Natur.

An der See, unter den Palmen hab ich meinen Lieblingsplatz. Zweimal am Tage steig ich in die kristallklare Flut. Wenn ich dem Ufer entlang pilgere, verschwindet plötzlich der weiche Sandstrand, an seine Stelle tritt steil ins tiefblaue Meer abstürzender Basaltfels. Ganz am Gestade ab und zu auch bergseegrüne Färbungen. Große, schwarze Meerschnecken kriechen auf dem Grunde dahin; reizende azurblaue, lustige Fischchen huschen spielend um weiße Korallen herum und weiter draußen taucht manchmal der sattbraune Rücken eines springenden Delphins auf.

Mehr landeinwärts, mitten im dichten Busch spricht sogar — wie selten ist das in der Südsee — die Geschichte. Graue, mächtige Säulen ragen mit breiten, schweren Kapitellen, wie von gewaltigen Riesen und Hünen der Urzeit getürmt, aus dem rings sie umwuchernden, sich an ihnen empor schlingenden Blatt- und Baumgrün empor, Reste eines Chamorro-Edelstuhes. Zwölf dieser wuchtigen Korallensteinsäulen, je sechs in einer Reihe stehend, trugen das Haus; auf Säulen und Kapitellen ruhte in freier, luftiger Höhe erst der eigentliche Wohnraum; zwischen den Trägern und Pfeilern,

unter dem Wohnraum, war der Stall, die Scheune, der Aufbewahrungsort für Aderbau-, Jagd- und Fischereigeräte. Vornehm und prächtig haben die Herrengeschlechter der Chamorros gewohnt.

Nur zwei der altherwürdigen Säulen stehen heute trozig und einsam noch da. Die andern zehn sanken, von Taifunen und Erdbeben zu Boden geschmettert. Um das wilde Steinchaos ihrer Riesenleiber haben dicke Lianen einen grünen Garten gesponnen; kein Laut, kein Vogelgezwitscher an dieser ernstesten Stätte des Todes, ringsum nur das tiefste, ergreifende Schweigen des Tropenwaldes. Über den Kronen der Palmen zieht ein fliegender Hund scheu seine Kreise.

Nie mehr werden diese starken Säulen in alter Pracht sich wieder emporreden. Denn das heutige Chamorrovolk hat in dumpfer Zeit der Knechtschaft wie fast alle seine andern Tugenden so auch die Kunst, solch mächtige Säulenpaläste zu türmen, vollständig vergessen und verlernt. Nur auf niederen, schwächlichen Holzpfählen erhebt sich das ärmliche Haus des heutigen Chamorros. — —

Rasch sind die Tage vergangen und allmählich wird es Zeit, nach Saipan zurückzukehren. —

Auf der Heimreise von Tinian gaben mir die Karoliner noch eine Vorstellung als Schwimmkünstler und gute Seefahrer.

Am Vorabend unseres Abfahrtstages war noch auf der Saipan zunächstliegenden Landspitze gejagt worden, und wir kamen im Morgengrauen, den Jägern die gefangenen Sauen abzunehmen. Ein Landen war wegen der starken Brandung ausgeschlossen, und so brachten die braunen Jäger die gefesselten Schwarzröde schwimmend mitten durch die hohe Brandung nach unserm Boote. Auf demselben langen, langen und beschwerlichen Wege kamen sie auch — schwimmend

und ihn auf ihren Händen herübertragend — mit einem der Thren an, einem hübschen, schwer verletzten Karolinerjungen, dem ein wütender und ausbrechender Keiler den Leib durchstoßen und aufgeschlitzt hatte.

Schwer und wuchtig stampft unser mit Däsen und vielen Sauen gefülltes und überladenes Boot wieder in die freie See hinaus. Es wird ein böses Fahren. Sturmböe nach Sturmböe jagt von Nordosten heran und geht heulend auf unser offenes und ungedecktes, nur von fünf Rudern getriebenes kleines Fahrzeug nieder. Gewaltig türmt sich, vom Winde wild aufgerüttelt, die See empor; und von den Gigantenrücken der schwarz und finster daherrollenden Wogen werden wir fast senkrecht in die Höhe geschleudert. Kalt peitscht der Regen uns ins Gesicht, Sturzwellen schlagen krachend ein, der am Bug untergebrachte, verletzte Karoliner wimmert — wir wissen nicht, ob wir ihn lebend hinüberbringen —, und laut befehlend übergellt Wogendonner und Sturmgetöse die heißere, rauhe Stimme des Steuermanns.

Erst nach vielen Stunden mühseligen Kampfes gelingt es uns, glücklich in das schützende Riff Saipans einzulaufen.

Unser verwundeter Jäger wird zum Lazarettgehilfen gebracht; er ist dank seiner ganz harten und zähen Natur schließlich auch mit dem Leben davongekommen.

Der arme Italde, den wir ebenfalls mehr tot als lebend in Dorf Garapan ablieferten, hat sich auch bald von seiner schweren Seekrankheit erholt.

Das alte Walfischfängerboot, mit dem ich diese Reise gemacht, ist wenige Wochen später in dem stets unruhigen Kanal zwischen Saipan und Tinian gesunken und in die Tiefe gegangen.

Auch mir persönlich sollte der Jagdausflug nach Tinian nicht allzu gut bekommen.

Durchnächt von den ständig übergehenden Brechern, rechnend auch mit der Möglichkeit, daß unser Boot dem Ansturm der mächtigen Wogen auf die Länge vielleicht nicht gewachsen sein könnte, hatte ich es wie unsere braven Ruderer gemacht und mich während der Fahrt in Adamskostüm geworfen.

Diese Tracht ist nun wohl den braunen Insulanern, deren Haut von Jugend an durch Sonne und Seeluft gegerbt ist, nicht aber uns Europäern gestattet. Obgleich die Sonne während des ganzen Tages kaum je richtig das Gewölk zerreißen konnte, war die Lichtwirkung ihrer Strahlen doch so stark, daß meine Haut überall, wo sie ihnen frei ausgesetzt gewesen, verbrannt war. Die ersten Nächte wußte ich nicht, wie und wo liegen. Und nach wenigen Tagen, als die ersten, ziemlich starken Schmerzen wieder verflogen waren, konnte ich die verbrannte Haut wie trodene Pergamentstreifen vom Körper abziehen.

Eine gute Lehre für die Zukunft! Wir Europäer unterschätzen im Anfang immer die Wirkungen der Tropensonne. Man kann zufrieden sein, wenn man bei solchen Unvorsichtigkeiten noch so glimpflich davonkommt und nicht schwerer bestraft wird. —

16. Auf dem „Condor“.

„Sailor! sailor!“ riefen auf dem Strande Saipans eines Morgens die Karoliner, „sailor“ riefen die Chamorros, „sailor“ schrien am Ufer lustig hin und her springend die braunen, nackten Kinder.

„Sailor!“... Der laute, freudige Ruf durchflog mit Windeseile die stillen Straßen des Dorfes Garapan. —

Sailor — ein Schiff!... Und noch dazu ein deutsches Kriegsschiff!

Mit größter Pünktlichkeit war der in Sydney stationierte deutsche kleine Kreuzer „Condor“ in aller Morgenfrühe seines angelegten Ankunftstages vor Saipan eingetroffen.

Es ist das ein großes Ereignis für eine Insel, die nur ein paarmal im Jahre flüchtig einen Postdampfer und sonst nur noch einige japanische Segelschoner zu Gesicht bekommt. Erwartungsvoll flogen die Augen hinüber zu dem schnee-weißen Schiff, das weit draußen, in tiefer, blauer See, außerhalb der grünlich herüberleuchtenden gefährlichen Korallenriffe Anker geworfen hatte.

Doch bereits am Nachmittag dampfte der „Condor“ wieder weiter, den nördlichen Marianeninseln zu, um den auf Agrigan und Pagan erwachsenen Taifunschaden festzustellen.

Über er kam wieder und blieb dann einige Tage in Saipan.

Viel konnte Dorf Garapan den fremden Gästen nicht bieten. Seit drei Monaten war kein Postdampfer mehr hier gewesen, alle Vorräte waren auf die Reize gegangen und, wenn nicht unser Segelschoner verschiedene Bierkisten mitgebracht hätte, hätte man sogar vollständig auf dem Trodenen gefessen.

Zum Abschied fand am letzten Abend in einem Chamorrohaus ein kleiner, improvisierter Hausball statt, zu dem man in aller Eile die bräunlich-gelben Schönheiten Garapans zusammengetrommelt hatte.

Als dann der „Condor“ von neuem in See stach, befand auch ich mich an Bord. Der Kommandant hatte die große Liebenswürdigkeit gehabt, mich mitzunehmen und ermöglichte es mir so, Rota zu sehen, sowie nach den Westkarolinen und Palauinseln zu kommen.

Es ist ein ganz großer und seltener Glücksfall, wenn man da unten in der Südsee solch eine plötzliche und unerwartete Fahrgelegenheit findet. Man kann Monate, man kann auf vielen, entlegenen Inseln sogar jahrelang sitzen, ohne irgendwelche Möglichkeit des Fortkommens zu finden.

Die Karoliner allerdings machen, sicher nach Sonne und Sternen steuernd, die tollkühnsten und waghalligsten Fahrten von Insel zu Insel. Doch von so mancher Kanoeflotte, die da aussegelt, gelangen oft nur wenige Fahrzeuge ans Ziel. Die andern sinken, wenn allzu hohe und böse See aufkommt, led und mit zertrümmertem Ausleger in die Tiefe, oder sie werden auch von Sturm und Strom ins Unermeßliche verschlagen. Nicht selten sterben die wadren, braunen Seefahrer Hungers, oder sie erliegen langsam der Erschöpfung. Entsetzliche Schreckensszenen spielen sich auch heute noch häufig in der großen Verlassenheit des Stillen Ozeans ab.

Wasser und Wasser — leicht zerbrechliche Kanoes — von einem Europäer wohl für kürzere Fahrten, doch nie zu Reisen von endlosen Wochen benutzbar: doch nirgends, nirgends ein Schiff!

Dem „Condor“ aber bin ich zu um so größerem Danke für seine Freundlichkeit verpflichtet, weil eigentlich auf einem Kriegsschiff, und noch dazu auf einem kleinen Kreuzer, keinerlei Platz für irgendwelchen Passagier ist.

Eine nicht geringe Strapaze, bei vieler Schönheit, die man sah, bedeutete solch eine Jahresfahrt des „Condor“.

War er doch der allereinzige in den australischen und Südseegewässern stationierte deutsche Kreuzer und hatte in diesem einen Jahre, wo ich ihm begegnete, Neuseeland,

Samoa, Tahiti, Fidji, Honolulu, die Marschallinseln, die Karolinen-, Marianen-, Palauinseln, Neuguinea und den Bismard-Archipel besucht, hatte also in rund zehn Monaten die gewaltige Strecke von 20 000 Meilen gefahren.

Kam noch dazu, daß er auf fast allen deutschen Inselgruppen irgendwelche unerwartete Arbeit vorfand, daß neue Fahrten und Reisen eingeschoben werden mußten, die dann wieder in der Zeit, für die man sich Ruhe und freie Tage erhofft hatte, zur Erledigung zu kommen hatten.

Der Dienst unserer in den heimatischen Gewässern stehenden Kriegsschiffe war bekanntlich sehr schwer und äußerst anstrengend. Aber auch das Wanderleben unserer blauen Jungens da draußen bedeutete viel mehr Mühe und Arbeit, als man bei uns zu Hause meist glaubte. Ganz abgesehen von dem regelmäßigen Schiffsdienst auch noch viel anderer: Geschütz- und Gewehrexerzieren, Schießübungen, wenig angenehme Erkundungs- und Vermessungsfahrten, Segelmandöver und Reinigungsarbeiten.

Dazu die ermüdende Bewegung des Schiffes selbst, das ständige Eingeschlossensein in schmale, engem Raum, die besonders in der Tropenhitze sich sehr unangenehm fühlbar machende Enge der Kojen, der Verkehr immer mit denselben Menschen, das Fehlen fast aller Kulturgenüsse, der Mangel an jedem größeren gesellschaftlichen Leben.

Da packte denn auch alle, wenn einmal Land in Sicht kam, eine ganz gewaltige „Landsehnsucht“. Man wollte wieder einmal auf festem Boden stehen, wollte sich tüchtig auslaufen, endlich einmal auch wieder andere Menschen zu Gesicht bekommen — aber so mancher wurde durch den Dienst an Bord gehalten.

Das war besonders bitter, wenn das Schiff, wie so oft, an irgendeinem schönen Punkte nur ganz kurz vor Anker lag.

Ohne das allergeringste gesehen zu haben, hieß es wieder Abschied nehmen. — —

Ich, als Gast freilich, ich kann nichts von Mühen und Strapazen künden, ich hab es immer nur sehr schön gehabt und kann mir keine genußreichere, vergnügtere und schönere Fahrt als die mit dem „Condor“ denken.

Vom Kommandanten, der mir in selbstloser Weise seine Wohnkabine als Schlafzimmer herrichten ließ und zur Verfügung stellte, an dessen Tisch ich tagtäglich geessen, — vom Kommandanten und den Offizieren angefangen bis herunter zum einfachen Matrosen und Seesoldaten waren alle, mit denen ich irgendwie in Berührung kam, stets vom größten und herzlichsten Entgegenkommen.

Wie war ich so froh, endlich wieder einmal auf einem richtigen Stück deutschen Bodens, mitten in einem jungen, lebensfrohen Kreis zu stehen.

Vergnügte Stunden an Land mit den dienstfreien Herren des „Condor“, prächtige Lage auch auf hoher See. Auf dem Achterdeck dehne ich mich behaglich in dem bequemen Strohliegestuhl, lasse mir die Seebrise um die Ohren wehen und freue mich, endlich einmal wieder deutsche Bücher und Blätter in der Hand halten zu dürfen.

Lange sitzen wir in den warmen, silberhellen Mondnächten plaudernd zusammen, und die ferne Heimat will wieder lebendig werden. — — —

Zum erstenmal werfen wir Anker vor Rota, der südlichsten deutschen Marianeninsel.

Hier hat sich der Stamm der Chamorros noch am reinsten erhalten. In den gewaltigen Felsbergen und tiefen Steinhöhlen, in den steil aufsteigenden, unzugänglichen Gebirgen und schroffen Klippen fanden die letzten, freien Chamorros Schutz und Versteck vor dem verfolgenden Spanier.

Aber ihrer allzu viele haben sich nicht gerettet. Nur selten, daß ein Mensch unter den in bleischwerem Mittagschlaf und grell flimmerndem Sonnenlicht erstarrten Palmen sichtbar wird. Ein Hauch trostloser und tiefster Schwermut, Schweigen des Todes brütet über dem schwarzfelsigen Rota, der letzten ungastlichen Zufluchtsstätte eines einmal zahlreichen und großen Volkes. — —

Wir gehen kurz an Land, besuchen die sauber gehaltene Chamorroansiedlung, durchstreifen ein wenig den Palmenwald, steigen aufwärts und treten in einige der riesigen Höhlen ein.

Aber lange ist unseres Bleibens nicht, der „Condor“ hat immer Eile. Schon nach einigen wenigen Stunden fährt er weiter, um auf Jap, die Hauptinsel der Westkarolinen, zuzusteuern.

17. Jap.

Wieder einige Tage nichts als endloses Weltmeer. Als ich eines Morgens erwache, haben wir bereits im Hafen von Jap festgemacht.

In Jap baut sich die europäische Niederlassung halbinselartig ins Meer hinaus. Da steht dicht am Ufer, noch gut erhalten, das langgestreckte alte spanische Fort, das damals unsere braune Polizeitruppe von zirka 40 Mann beherbergte. Dicht daneben, in einem grünen, schattigen Garten das Haus des Bezirksamts; weiter landeinwärts verschiedene Amts- und Wohngebäude der Telegraphengesellschaft; die deutsch-holländische Kabelinie Menado—Sanghai besaß bekanntlich eine Station auf Jap und hatte hier für ihre Beamten und Angestellten außerordentlich prächtige und lustige, bequeme und gesunde Tropenhäuser errichtet. Da war auch,